Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 72 (1992)
Heft: 4

Artikel: Nationalismus : wieder zum Problem geworden
Autor: Kleinewefers, Henner
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-165027

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Henner Kleinewefers

Nationalismus – wieder zum Problem geworden

In Osteuropa wollen die Völker nicht mehr in gemeinsamen Staaten zusammenleben. Wo sie geographisch einigermassen getrennt voneinander siedeln, steht staatliche Trennung auf dem Programm. Wo sie hingegen miteinander wohnen, sind Zwangsassimilation, Minderheitenkämpfe, Vertreibung und Schlimmeres angesagt. Nicht wenige westeuropäische Länder, wie Frankreich, Spanien, Italien, Belgien und Grossbritannien, tun sich schwer mit ihren Stellungnahmen zu diesen Entwicklungen. Auf der einen Seite müssten sie eigentlich gewisse Grundwerte, wie die Menschenrechte und das Selbstbestimmungsrecht der Völker hochhalten und mithin in Osteuropa, wo möglich, eine staatliche Neuordnung und, wo nötig, einen umfassenden Minderheitenschutz tatkräftig unterstützen. Auf der andern Seite lasten die jakobinische Tradition der Demokratie als Mehrheitstyrannei und die Angst vor eigenen Nationalitätenproblemen schwer auf ihnen, mit der Folge, dass sie es am liebsten mit den jeweiligen Mehrheitsvölkern und den gegebenen staatlichen Grenzen halten würden.

Der Nationalismus ist offen in Osteuropa und zumindest latent in vielen Ländern Westeuropas wieder zum Problem geworden. Die Kommunisten einerseits und die «modernen Europäer» anderseits hatten, wenn auch mit ganz unterschiedlichen Argumenten, wohl etwas zu früh das postnationalistische Zeitalter eingeläutet. Es dürfte sich daher lohnen, kurz zu resümieren, was wir über den Nationalismus wissen. Die Betrachtung beschränkt sich auf Europa. Die viel diskutierte und wohl immer noch offene Frage, ob auch der Nationalismus in der Dritten Welt dem europäischen Muster folgt, wird nicht behandelt.

Einige Arbeitsdefinitionen

Gerade bei Phänomenen, die allgemein bekannt sind, und mit denen daher jeder irgendeine Vorstellung verbindet, ist es nützlich, sich eher restriktiv über die Bedeutung wichtiger Worte zu einigen. Unter Nationalismus kann man das Bestreben verstehen, die politischen Überlebensbedingungen für eine Nation zu sichern. Dabei sind drei Varianten zu beobachten.

Wo Nationen genügend zahlreich sind und allein oder klar dominant in einem geschlossenen Siedlungsgebiet leben, ist *«Nationalismus (. . .) vor allem ein politisches Prinzip, das besagt, politische und nationale Einheiten sollten deckungsgleich sein»* (*Gellner* [1991], S. 8), d.h. die Nation solle ihren Nationalstaat haben. Man könnte dies als *neutralen Nationalismus* bezeichnen. Wären die Siedlungsgebiete der Nationen geographisch säuberlich getrennt und befleissigten sich alle Nationen eines neutralen Nationalismus, so gäbe es insoweit keine besonderen Probleme.

Nicht immer geben sich Mehrheitsnationen mit der Schaffung ihres Nationalstaats zufrieden. Vielmehr glauben sie nicht selten, dass ihre definitive Sicherung und Saturierung nur durch mehr Land bzw. weniger im gleichen Staat wohnende andere Nationen möglich sei. Häufig wird auch gefordert, dass *alle* Angehörigen einer Nation in *einem* Staat leben sollten, womit Anspruch auch auf solche Gebiete erhoben wird, in denen Angehörige dieser Nation sich für einen separaten Staat entschieden haben oder in der Minderheit sind. Dies sei als *aggressiver Nationalismus* bezeichnet. Er führt notwendigerweise zu Konflikten mit anderen Nationen.

Umgekehrt gibt es Nationen (oder Teile von Nationen), die in einem Gebiet so klar in der schwächeren oder minderheitlichen bzw. zerstreuten Position sind, dass sie nicht auf einen Nationalstaat (oder auf den Anschluss an einen Staat ihrer Nation) hoffen können. Der Wille, als Nation zu überleben, äussert sich dann in einem *defensiven Nationalismus.* Da es sehr viel mehr Nationen als mögliche Nationalstaaten gibt, bleibt den meisten von ihnen als Überlebensstrategie überhaupt nur der defensive Nationalismus, wenn sie sich nicht aufgeben, d.h. einer anderen Nation assimilieren wollen. Der defensive Nationalismus und seine Strategien verdienen daher viel mehr Interesse, als ihnen bisher zuteil geworden ist.

Der Nationalismus ist mithin entweder auf einen Staat zum Überleben oder auf das Überleben in einem Staat gerichtet, also in jedem Fall auf den Staat als den Inhaber des Monopols legitimer Gewalt (*Max Weber*) bezogen. Auseinandersetzungen zwischen den Nationen werden durch den Staat initiiert, gefördert, geduldet, geschlichtet oder unterdrückt; aber er bleibt nicht unbeteiligt. Umgekehrt bedürfen Vereinbarungen zwischen den Nationen der Anerkennung und Durchsetzung durch den Staat, wenn sie etwas bewirken sollen.

Es bleibt die schwierigste Frage: Was ist eine Nation? In der Literatur besteht Einigkeit darüber, dass es eine direkt operationale Definition nicht gibt. Eine Nation ist eine Grossgemeinschaft von Menschen mit erleichterter Kommunikation und einem daher rührenden Zusammengehörigkeitsgefühl. Unter europäischen Verhältnissen kann man davon ausgehen, dass die Erleichterung der Kommunikation vor allem auf drei Umstände zurückgeführt werden kann:

- die gemeinsame Sprache,
- die gemeinsame Religion bzw. religiöse Tradition,
- die gemeinsame politische und institutionelle Tradition.

Aber es gibt keine allgemeingültige Antwort auf die Frage, welche Kombination dieser Umstände notwendig und hinreichend für die Entstehung und Erhaltung einer Nation ist.

Nationalismus und industrielle Revolution

Die Entstehung der modernen Nation und des Nationalismus ist aufs engste mit der industriellen Revolution verbunden. Die Anfänge reichen in das England und die Niederlande des 17. Jahrhunderts zurück. Einen mächtigen Antrieb erhielt die Entwicklung sodann durch die amerikanische und die Französische Revolution (1776 bzw. 1789) und die anschliessenden Kriege. Seitdem war die Idee des Nationalismus im Bürgertum der fortgeschrittenen europäischen Länder und der Vereinigten Staaten fest verankert und verbreitete sich in den folgenden Jahrzehnten vor allem durch Vermittlung der Intellektuellen schnell in den zurückgebliebenen Ländern Europas und später auch der übrigen Welt, wo sich allerdings die wirtschaftlichen und sozialen Voraussetzungen für eine Massenwirkung des Nationalismus vielfach erst in der zweiten Hälfte des 19. oder gar in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts entwickelten.

Die vorhandenen landwirtschaftlichen Produktionstechniken und Transportmöglichkeiten bewirkten, dass in der vorindustriellen Zeit im allgemeinen über 90 Prozent der Bevölkerung auf dem Land und in weitestgehender Selbstversorgung von der Landwirtschaft leben mussten. Die Überschussproduktion reichte nur zur Ernährung von weniger als 10 Prozent der Bevölkerung. Die Kontinuität der Bewirtschaftung, insbesondere die Sicherung des prekären Überschusses erforderten die Bindung der Bauern an das Land. Aber auch der grösste Teil der übrigen Bevölkerung war faktisch bzw. rechtlich ortsgebunden. Ausgenommen von dieser Regel waren vor allem Teile des Adels, des Militärs, der hohen Geistlichkeit und ein paar grosse Kaufleute und Spediteure samt ihrem Personal.

Die Interdependenz dieser Gesellschaft war sehr gering. Geographische und soziale Mobilität waren weder erforderlich noch erwünscht. Status und Rollen waren für fast alle Menschen vorbestimmt. Sie wurden, was ihr Vater gewesen war, Bauer oder Handwerker. Die dafür erforderlichen Kenntnisse und manuellen Fähigkeiten änderten sich kaum und konnten durch Imitation und Übung *«on the job»* erworben werden. Eine allgemeine methodische Ausbildung war nicht nötig und daher auch nicht vorhanden. Die Kommunikation war auf eine relativ kleine lokale Gruppe von Menschen mit der gleichen Lebens- und Erfahrungswelt beschränkt.

Diese Gesellschaft bestand aus horizontal abgegrenzten kleinen Gemeinschaften mit vertikaler persönlicher Loyalität. Die Welt des Bauern waren seine Grossfamilie, sein Dorf und innerhalb dessen sein Stand. Als Autoritäten kannte er den Grundherrn und den Geistlichen. Überlokale Erfahrungen in Grossgruppen machte er höchstens im Kriegsdienst, zu dem ihn seine Autoritäten aufboten; dort waren interessanterweise auch die ersten protonationalistischen Erscheinungen zu beobachten. Die strenge horizontale Abgrenzung und vertikale Schichtung der Gesellschaft bei nahezu inexistenter geographischer und sozialer Mobilität bewirkte, dass Angehörige verschiedener Völker und Religionen jahrhundertelang nebeneinanderherlebten. Die Fremde begann im nächsten Dorf, gleichgültig, ob dort Leute der gleichen Sprache und Religion lebten oder nicht. Die Fremde begann aber auch im selben Dorf, sobald man die Grenzen des eigenen Standes überschritt, und zwar wiederum gleichgültig, ob die Angehörigen der anderen Stände die gleiche Sprache und Religion hatten oder nicht. Umgekehrt galten die vertikalen Loyalitäten unabhängig von der Volkszugehörigkeit des Geistlichen und des Lehnsherrn. Für das einfache Volk in der vorindustriellen Agrargesellschaft war der Begriff der Nation so unbekannt wie sein Inhalt. Dies galt aber auch für den Adel und die Geistlichkeit, die wirtschaftlich lokal, politisch in personellen Loyalitäten und kulturell europäisch dachten; für die Nation im heutigen Sinn war dort kein Platz.

Die industrielle Revolution hat diese Welt grundlegend verändert und damit die Nation und den Nationalismus hervorgebracht.

Der naturwissenschaftliche und technische Fortschritt führte zu gewaltigen Produktivitätssteigerungen in der Landwirtschaft. Waren in der vortechnischen Zeit neun Bauern nötig, um einen Nichtbauern zu ernähren, so genügt heute ein Bauer für zwanzig Nichtbauern. Im Lauf von 200 Jahren ist der Anteil der in der Landwirtschaft Beschäftigten an der Bevölkerung von über 90 Prozent auf 5 Prozent gesunken, und diese verbliebenen 5 Prozent betreiben nicht Selbstversorgung, sondern Produktion für den anonymen Markt. Die Bindungen an das Land und die Standesprivilegien sind im Verlauf des 19. Jahrhunderts fast überall gefallen. Damit verschwanden die rechtlichen Hindernisse für die geographische und soziale Mobilität.

Der naturwissenschaftliche und technische Fortschritt schuf in der neu entstehenden Industrie bedeutend mehr Arbeitsplätze, als er in der Landwirtschaft vernichtet hatte, so dass auch der Zuwachs aus der Bevölkerungsexplosion beschäftigt werden konnte. Allerdings unterschied sich die Welt des Industriearbeiters grundlegend von derjenigen des Bauern. Wohn- und Arbeitsstätten waren für gewöhnlich nicht in geringer Dichte auf dem Land zerstreut, sondern hochkonzentriert in den Städten. Landflucht, Urbanisierung und Agglomerationsbildung sind in fast allen Ländern die wichtigsten Begleiterscheinungen der Industrialiserung gewesen.

Idealtypische Merkmale	
der vorindustriellen Gesellschaft	**der Industriegesellschaft**
95% Bauern und Landbewohner	5% Bauern
5% Nichtbauern und Bewohner von (überwiegend kleinen) Städten	95% Nichtbauern mit hohem Urbanisierungsgrad
weitestgehende Selbstversorgung	weitestgehende Marktproduktion und Marktversorgung
Produktions- und Konsumgemeinschaften identisch	Produktions- und Konsumgemeinschaften getrennt
kleine Gemeinschaften in geringer Dichte	grosse Gemeinschaften in hoher Dichte
Grossfamilie	Kleinfamilie, Individualisierung
horizontal abgegrenzte Gemeinschaften	horizontal offene Gemeinschaften
sehr geringe horizontale Mobilität	sehr hohe horizontale Mobilität
sehr geringe vertikale Mobilität	(langfristig) hohe vertikale Mobilität
vertikale persönliche Loyalität	vertikale anonyme Loyalität
geringe Arbeitsleistung	hohe Arbeitsleistung
spezielle Ausbildung durch Imitation und Übung	allgemeine Schulung polyvalenter, kommunikativer und analytischer Fähigkeiten
sehr niedrige Interdependenz	sehr hohe Interdependenz
geringe und spezielle Kommunikation	sehr intensive und vielfältige Kommunikation

Die industrielle Arbeitsteilung geht einerseits viel weiter als die Arbeitsteilung in der vorindustriellen Zeit. Auf der anderen Seite sind aber – was auf den ersten Blick paradox erscheinen mag – die hierfür erforderlichen Fähigkeiten viel weniger speziell. Der vorindustrielle Handwerker verbrachte sein ganzes Leben damit, seine Handfertigkeit in seinem speziellen Gewerbe zu verbessern, und manch einer hat es darin zu bewundernswerter Perfektion gebracht. Für alle anderen Tätigkeiten wäre er hingegen mangels

Kenntnissen, vor allem aber mangels Übung ziemlich untauglich gewesen. Der Industriearbeiter hingegen kann auf der Basis einer gewissen Grundausbildung und -sozialisation relativ schnell für ein ziemlich breites Spektrum von Tätigkeiten angelernt bzw. umgeschult werden. Ausbildung erfolgt nicht mehr durch individuellen Transfer von hochspezialisierten, aber feststehenden Kenntnissen und Fertigkeiten mittels Imitation und Übung, sondern je länger je mehr durch standardisierte Schulung von allgemeinen kommunikativen und analytischen Fähigkeiten, die ihrerseits wieder zum lebenslangen Erwerb von schnell wechselndem konkretem Anwendungswissen für die unterschiedlichsten Tätigkeiten befähigen sollen.

Aus den zuvor angedeuteten Entwicklungen lassen sich nun die gesellschaftlichen Konsequenzen ziehen. Die Industriegesellschaft ist, verglichen mit der vorindustriellen Agrargesellschaft, äusserst interdependent und dynamisch. Sie erzwingt und ermöglicht ein hohes Mass von horizontaler und vertikaler Mobilität und zerstört dadurch die statischen, traditionellen Gemeinschaften des Dorfs und der Grossfamilie. Die Interdependenz und Mobilität einerseits und die sich schnell ändernden Anforderungen des Arbeitslebens anderseits bewirken eine zuvor völlig unbekannte Vielfalt und Intensität verbaler und schriftlicher Kommunikation.

Die Zerstörung alter statischer Gemeinschaften und die unerhörte Intensivierung der Kommunikation sind die Wurzeln der modernen Nation. Der aus den alten Gemeinschaften herausgerissene Mensch suchte nach einer neuen Gemeinschaft, und er fand sie bei denjenigen Menschen, mit denen er sich am leichtesten verständigen konnte.

Im traditionellen Dorf waren die Notwendigkeiten und Themen der Kommunikation begrenzt, oft nicht auf das Wort und so gut wie nie auf die Schrift angewiesen. Eine Miene, ein Blick, eine Bewegung oder ein Grunzen genügten oft zur Verständigung zwischen Menschen, die seit Generationen miteinander leben und dieselbe sehr begrenzte und sich kaum ändernde Lebens- und Arbeitswelt und -erfahrung miteinander teilen, auch wenn sie nicht die gleiche Sprache sprechen. Unter den zusammengewürfelten Massen der Industriestädte, deren Lebens- und Arbeitswelt nicht mehr eins, sondern vielfach fragmentiert und voneinander isoliert ist und sich zudem schnell ändert, wird die Kommunikation mit den ungemein zahlreichen und schnell wechselnden Partnern zum schwierigen Problem. Es ist begreiflich, dass die Menschen sich denjenigen anschlossen und verbunden fühlten, mit denen dieses Problem noch am leichtesten gelöst werden konnte.

Dabei spielt die Sprache eine wichtige, aber nicht die einzige Rolle. Gemeinsame Traditionen, Mentalitäten und Weltanschauungen, die während Jahrhunderten vor allem durch die Religion vermittelt wurden, sind für das spontane gegenseitige Verständnis ebenfalls sehr wichtig und waren in einigen Fällen (z.B. Iren, Serben und Kroaten) sogar von entscheidender

Bedeutung bei der Bildung von Nationen. Nicht zu vernachlässigen ist schliesslich eine gemeinsame institutionelle und staatliche Vergangenheit, wie man gerade bei den frühesten Nationen (z. B. England, Niederlande, Frankreich) und bis heute am europäischen Sonderfall der Schweiz sehen kann.

Warum aber führten die Entwurzelung aus den alten Dorf- und Sippengemeinschaften und die Intensivierung und Vervielfältigung der Kommunikation nicht nur zur geselligen Landsmannschaft, sondern zur Nation? Warum wurden Nationen nationalistisch und strebten danach, den Staat als Nationalstaat zu übernehmen?

Drei wichtige Entwicklungsmuster des Nationalismus in Europa

Ausgehend von seinen Wurzeln in der industriellen Revolution, gibt es drei wichtige Entwicklungsmuster des Nationalismus in Europa:
- den endogenen Nationalismus,
- den Vereinigungsnationalimus,
- den Befreiungsnationalismus.

Die Terminologie ist nicht eingeführt; es wird jedoch noch deutlich werden, was damit gemeint ist. Im konkreten Fall haben sich vor allem der Vereinigungs- und der Befreiungsnationalismus vielfach überschnitten; die Einteilung erscheint also – wie die meisten historischen und sozialen Klassifikationen – schärfer, als sie in Wirklichkeit ist.

Endogener Nationalismus

Die historisch erste Linie findet sich in den frühen Nationalstaaten Grossbritannien, Niederlande und Frankreich. Davon war die französische Entwicklung die radikalste und hat im weiteren den grössten Einfluss gehabt. Sie wird daher als Beispiel für die Darstellung dienen.

Der frühe Nationalismus ist endogen, weil er sich ohne fremde Vorbilder aus den zuvor angedeuteten wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Ursachen in einem gegebenen (zentral-)staatlichen Rahmen entwickelte, den er auch bis heute nicht gesprengt hat.

Warum also blieb es nicht bei geselligen Landsmannschaften? Weil sie keines der beiden grossen neuen Probleme – Entwurzelung von den alten *Face-to-face-Gemeinschaften* sowie quantitativ und qualitativ veränderte Kommunikation – gelöst hätten. Zudem verbanden sich die individuellen Mobilitäts- und Kommunikationsprobleme sehr bald mit gesellschaftlichen und politischen Umwälzungen, die eine nationalistische Ideologie sehr gut brauchen konnten.

Ihre Landsmannschaft in einem Pariser Stadtviertel war für die zugewanderten Provençalen nur eine erste Anlaufstelle, bei der man vielleicht Informationen, Hilfe und ein paar Freunde gewann, die also den Start und das individuelle Leben etwas erleichterte. In einer äusserst mobil gewordenen Gesellschaft konnte sie aber für den einzelnen auch wieder nur eine temporäre Gemeinschaft sein, bis er weiterzog oder sie durch sozialen Auf- bzw. Abstieg, Heirat mit einer Baskin oder aus anderen Gründen wieder verliess. Eine sehr mobile Gesellschaft bedarf sehr abstrakter Identifikationsobjekte. Manche Autoren haben sich darüber gewundert, dass eine so abstrakte Idee wie diejenige der Nation eine solche Kraft entwickeln konnte. Daran ist nichts Erstaunliches; nur weil das Konzept der Nation so abstrakt ist, kann es den einzelnen als imaginäre Gemeinschaft überall begleiten, wohin er auch geographisch und gesellschaftlich gehen mag.

Auch in Sachen Kommunikation konnte die Landsmannschaft nicht weiterhelfen. Das Problem bestand ja gerade darin, eine *allgemeine* Kommunikationsfähigkeit mit möglichst vielen Menschen, in möglichst vielen Situationen und bezüglich möglichst vieler Gegenstände zu erlangen. Standardisierung und Vereinheitlichung von Sprache, Verständnis und nichtverbale Kommunikation waren also gefordert, nicht die Bewahrung des Besonderen in der Landsmannschaft. Es ist kein Zufall, dass das staatliche oder staatlich beaufsichtigte Pflichtschulwesen in dieser Zeit entstanden ist mit dem Ziel, aus allen Kindern polyvalent brauchbare Mitglieder der grossen Gesellschaft zu machen. Zur Zeit der Revolution sprach höchstens eine *relative* Mehrheit der künftigen Franzosen französisch. Die Notwendigkeit einer verallgemeinerten Kommunikationsfähigkeit, das wirtschaftliche und politische Übergewicht der französisch sprechenden Landesteile sowie die allgemeine Schul- und Wehrpflicht haben in wenigen Jahrzehnten das Französische zur absolut dominanten Verkehrs- und Umgangssprache gemacht.

Für die politische Karriere des Konzepts der Nation aber wurde der Aufstieg des Bürgertums entscheidend. Zumindest in den frühen Nationalstaaten war das Bürgertum ganz eindeutig der Träger der industriellen Revolution und damit der dynamische Teil der Bevölkerung. Es verlangte Freiheit nicht nur für seine die Welt verändernden Aktivitäten, sondern auch für das dafür erforderliche und daraus, resultierende Individuum. Es bekämpfte konsequenterweise unter dem Titel der Gleichheit die hemmenden gesellschaftlichen und politischen Vorrechte des Adels und der Geistlichkeit. Der Dritte Stand erklärte sich zum allgemeinen Stand, dem das ganze Volk angehörte, und übernahm damit den Staat. Die Gleichsetzung von Einwohnerschaft, Nation und Staat, wie sie besonders für die französische Tradition des Nationalismus typisch ist, war damit vollzogen. Die sprachliche und kulturelle Vereinheitlichung erschien als «logische», erforderlichenfalls zwangsweise durchgesetzte Folge und liess auch nicht lange

auf sich warten. Die Nation als allgemeine dynamische Gesellschaft und Nachfolgerin der vielfältig fragmentierten statischen Gemeinschaften war geboren.

Unter der Fahne der Gleichheit und der Brüderlichkeit hat es gewiss von allem Anfang an einzelne Philosophen und Humanisten – *«Internationalisten» avant la lettre* – gegeben, die diese Konzepte auf die gesamte Menschheit ausgedehnt wissen wollten. Die frühen Nationen und ihre intellektuellen und politischen Führer hatten allerdings konkretere Probleme zu bewältigen als diejenigen der gesamten Menschheit.

Die alten Gemeinschaften, die hier zerbrachen bzw. zerbrochen wurden, besassen – neben den konkreten Machtmitteln der absolutistischen Herrscher – eine Legitimation durch ihre jahrhundertelange Geltung und ihre religiöse Deutung und Überhöhung. Dem war eine neue Legitimation für die neue grosse Gesellschaft gegenüberzustellen. Sie fand sich einerseits in den auf Naturrecht oder Vernunft zurückgeführten Ideen der individuellen Menschenrechte und des Mehrheitsprinzips, anderseits in der historischen Verankerung der Nation. Die Nation als imaginäre Einheit und ihre Sprache als wichtigstes Identifikationsmerkmal wurden von Historikern und Philologen in einer weit zurückliegenden Vergangenheit verortet. Sie habe während Jahrhunderten der ständischen Zersplitterung, der sprachlichen Überfremdung und gar der Fremdherrschaft «geschlafen» und werde jetzt von ihnen nur «wiedererweckt». Wenn auch diese Argumentation vor allem für den Vereinigungs- und Befreiungsnationalismus entscheidend war, so spielte sie doch auch für den endogenen Nationalismus eine grosse Rolle: Die Nation gewann an Würde und Legitimation durch die Behauptung, sie sei schon immer dagewesen.

Es kam hinzu, dass der Dritte Stand sich als bedeutend heterogener erwies, als seine Selbstproklamation zum allgemeinen Stand bzw. zur Nation vermuten liess. Zwischen Bürgern, Proletariat und Bauern oder zwischen Stadt und Land lagen Welten, die praktisch überbrückt oder ideologisch übertüncht werden mussten. Für beides erwies sich der Nationalismus als äusserst nützlich. Er suggerierte so etwas wie Gleichheit, wo ansonsten viel Ungleichheit war, vor allem durch die Förderung der gleichen Grundausbildung und Sprache für alle sowie durch die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht in einer nationalen Armee. Mit der Übersteigerung des brüderlichen Zusammengehörigkeitsgefühls in der Nation täuschte er über fortdauernde und sich zumindest in den ersten Jahrzehnten der Industrialisierung noch vertiefende reale Ungleichheiten hinweg und lenkte einen Teil der entstehenden Spannungen gegen aussen ab.

Die Nation als Identifikationsobjekt entstammt ähnlichen Quellen und hat ähnliche Funktionen wie bald darauf die «(Arbeiter-)Klasse». Nationalistische und sozialistische Ideologien haben denn auch in der Praxis viele

Züge gemeinsam, so etwa den Anti-Individualismus und Etatismus, die Betonung von Gleichheit, Solidarität und Opfersinn, die Gleichsetzung von Klasse bzw. Nation und Staat sowie den Historizismus (*Popper*) als Legitimationslehre. Diese Ähnlichkeiten bewirken, dass es unzählige Beispiele für den leichten und schnellen individuellen und kollektiven Wechsel zwischen beiden Ideologien sowie die unterschiedlichsten Mischungen gibt.

Alles in allem scheint aber der Nationalismus die erfolgreichere Karriere gemacht zu haben. Innerhalb der nationalen Kommunikationsgemeinschaft sprach er *alle* an: Ursprünglich drängte die wirtschaftliche Dynamik des aufstrebenden Bürgertums nach Überwindung der alten fragmentierten und statischen Gemeinschaften durch die grosse vereinheitlichte und dynamische Gesellschaft der Nation. Die wichtigsten Träger des Nationalismus wurden dann für Jahrzehnte die literarisch und historisch gebildeten Intellektuellen, die Beamten und das Militär. Absteigende Teile des Bürgertums wie auch die Unterschichten kompensierten ihre wirtschaftlichen und sozialen Ängste und Frustrationen vielfach mit nationalistischen Phantasien, während das grosse Wirtschaftsbürgertum nach seinen jeweiligen Interessen zwischen freihändlerischem Internationalismus und nationalistischem Protektionismus schwankte. In unseren Tagen schliesslich hat zwar die wirtschaftliche Dynamik in den fortgeschrittenen marktwirtschaftlichen Ländern den Rahmen der Nation gesprengt. Der Nationalismus ist dennoch – zumindest einstweilen – geblieben, als eine konservative Position für diejenigen, die das Tempo der Veränderungen nicht mitzuhalten vermögen bzw. an ihrer Dauerhaftigkeit zweifeln.

Der Sozialismus hingegen wendete sich innerhalb der nationalen Kommunikationsgemeinschaft *nur* an *eine Klasse,* deren Grösse und Homogenität er zudem überschätzte. Der ihm an sich eigene Internationalismus blieb ideologisches Lippenbekenntnis und praktische Episode. Wollte er die Macht erringen, musste er sich entweder programmatisch verbreitern oder Gewalt anwenden. Interessanterweise ist er aber im letzteren Fall nie ohne den Appell an den Nationalismus zur Verringerung seines Legitimationsdefizits ausgekommen. Die Länder des real existierenden Sozialismus waren schon vor dessen Ende jahrzehntelang die nationalistischsten Europas.

Vereinigungsnationalismus

Der Vereinigungsnationalismus ist eine vor allem deutsche, italienische und rumänische Variante des europäischen Nationalismus.

Beim endogenen Nationalismus der frühen Nationalstaaten, insbesondere Frankreichs, war es primär darum gegangen, dass die wirtschaftlichen Entwicklungen neue kommunikative, soziale und politische Strukturen *in*

einem gegebenen Staat erzwangen, die dann sekundär zu ihrer Legitimation auch eine neue Ideologie nötig hatten. Beim Vereinigungsnationalismus war die Kommunikationsgemeinschaft in gewisser Weise bereits vorhanden; ungeachter der sehr vielfältigen und unterschiedlichen Dialekte gab es ein Bewusstsein sprachlicher und kultureller Gemeinsamkeit sowohl in Deutschland als auch in Italien und Rumänien. Auch die Ideologie war bereits vorhanden, nämlich aus den frühen Nationalstaaten, insbesondere aus Frankreich, übernommen. Was hingegen in Deutschland noch teilweise und in Italien und Rumänien noch weitgehend fehlte, waren die wirtschaftlichen, sozialen, politischen und vor allem staatlichen Strukturen. Die Nation entstand *vor ihrem Staat.*

Der Nationalismus steht hier am Anfang der revolutionären Prozesse als eine wichtige treibende Kraft. Betrachtet man die deutsche und vor allem die italienische und rumänische Geschichte des 19. Jahrhunderts isoliert, d. h. ungeachtet der «materialistischen» Vorgeschichte des Nationalismus vor allem in Frankreich, so kann man leicht in die immer noch weit verbreitete «idealistische» Interpretation des Nationalismus verfallen, nach der die Historiker, Philologen und Dichter die «immer schon vorhandene» Nation wiederentdeckt und aufgeweckt haben. Da sie als polyvalente Rechtfertigungslehre so nützlich war, konnte sich die Ideologie des Nationalismus von ihrer eigenen Entstehungsgeschichte ablösen. Von einem frühen Produkt der Modernisierung wurde sie zu einem ihrer Treibsätze ... und schliesslich zu einem Hindernis.

Ein weiterer Punkt ist wichtig. Einige grundlegende Parallelen zwischen Nationalismus und Sozialismus wurden bereits erwähnt. In Deutschland und Italien treten beide zeitlich fast gemeinsam auf, während sie in den alten Nationalstaaten um Generationen auseinanderliegen. Die nationalistischen Bewegungen hatten denn auch in diesen beiden Ländern von Anfang an starke sozialistische Komponenten. Die historische Gleichzeitigkeit und die gemeinsame revolutionäre Funktion haben hier eine Nähe von Nationalismus und Sozialismus bewirkt, die es in den alten Nationalstaaten so nicht gegeben hat.

Befreiungsnationalismus

Der Befreiungsnationalismus Osteuropas hat einige Ähnlichkeiten mit dem Vereinigungsnationalismus Deutschlands und Italiens. Jedoch ist das Problem der «falschen» zeitlichen Abfolge der Modernisierungsprozesse hier noch sehr viel ausgeprägter als dort. Die Folgen sind bis auf den heutigen Tag nicht überwunden. Ähnliches gilt für viele Länder der Dritten Welt.

In Osteuropa steht die durch die Intellektuellen von den fortgeschritteneren Ländern übernommene Ideologie des Nationalismus am Anfang des revolutionären Prozesses der Staatswerdung und der Modernisierung der politischen, sozialen und wirtschaftlichen Strukturen, während die soziale und wirtschaftliche Modernisierung in Deutschland schon vor der Staatswerdung eingesetzt hatte und sich in Italien etwa parallel damit vollzog. Den osteuropäischen Ländern (mit Ausnahme Böhmens) hingegen wurde eine ideologische und politische Struktur übergestülpt, die ihren sozialen und wirtschaftlichen Verhältnissen keineswegs entsprach, ihre Entwicklung vielmehr bis auf den heutigen Tag erheblich beeinträchtigte, weil nationalistische und etatistische Imperative immerzu den Vorrang vor der wirtschaftlichen Effizienz behaupteten.

Vielen Völkern Osteuropas fehlte bis ins 19. Jahrhundert hinein fast jedes überlokale Zusammengehörigkeitsbewusstsein. Angesichts der im wesentlichen vorindustriellen Wirtschaftsweise war dies auch gar nicht erforderlich. Ihre Schriftsprachen sind überwiegend erst im 19. Jahrhundert von Intellektuellen geschaffen worden, meist mit dem expliziten Ziel, sie als Nationen zu konstituieren; und mit eben diesem Ziel haben nationalistische Historiker sie fast aus dem Nichts mit einer passenden Nationalgeschichte versorgt. In manchen Fällen, wie z.B. demjenigen der Mazedonen, sind die sprachlichen und nationalen Zugehörigkeiten bis auf den heutigen Tag unklar und entsprechend umstritten.

Das Völkergemisch Osteuropas konnte in der vorindustriellen Zeit nur während Jahrhunderten unter der Herrschaft dreier Imperien koexistieren, weil es die Nationen noch nicht gab. Als sie im 19. Jahrhundert in Anlehnung an westeuropäische Verhältnisse geschaffen wurden und nach ihren je eigenen Nationalstaaten strebten, musste dies notwendigerweise zum Konflikt mit den reichstragenden Nationen einerseits und den übrigen auf den gleichen Territorien lebenden Nationen anderseits führen. Das Habsburgerreich ist, nachdem es 1848 mit knapper Not erhalten werden konnte, 1867 zweigeteilt worden und 1918 endgültig auseinandergebrochen. Das Osmanische Reich ist in Europa im 19. Jahrhundert Stück für Stück abgebröckelt und ebenfalls 1918 endgültig zerfallen. Nur das Russische Reich hat sich trotz der Revolutionswirren 1917–1922 und trotz zeitweiliger Sezessionen im wesentlichen bis in unsere Tage herüberretten können und scheint sich erst jetzt in seine nationalen Komponenten aufzulösen. In allen diesen Fällen hat natürlich die Schwächung des Reichs durch äussere Gegner und Kriege für das Tempo und das Ausmass des Zerfalls eine wesentliche Rolle gespielt. Ursächlich war aber letztlich der innere Aufbruch der Nationen. Ohne den Befreiungsnationalismus ihrer Völker hätten das Osmanische und das Habsburgerreich vielleicht Kriege verloren, wären daran aber, wie Frankreich 1815 und 1871 oder Deutschland 1918, nicht zerbrochen.

Der Befreiungsnationalismus Osteuropas ist wesentlich durch das Vorhandensein nicht oder kaum eliminierbarer Gegner geprägt. Hier liegt bis heute ein fundamentaler Unterschied zum endogenen und zum Vereinigungsnationalismus.

Der endogene Nationalismus entstand nicht im Gegensatz zu einem äusseren Feind – wenn er auch später oft daran wuchs –, sondern indem sich der Dritte Stand zum allgemeinen Stand, zur Nation also, erklärte. Die Definitionsmerkmale der Nation waren aber so beschaffen, dass die Gegner, die alten Stände, leicht in sie integriert werden konnten, wenn sie «nur» auf ihre Privilegien verzichteten.

Der Vereinigungsnationalismus hatte in den alten Nationalstaaten äussere Gegner, die der Vereinigung im Weg standen und von denen sich der vereinigte Nationalstaat – zu Recht oder zu Unreicht – beengt oder bedroht fühlte, die aber zugleich auch verhinderten, dass die Vereinigung über diejenigen Grenzen hinausging, innerhalb derer die neue Nation eine klare Mehrheit stellte. Äussere Gegnerschaft kann durch grundlegende Änderungen der Machtverhältnisse temporär irrelevant werden, vielleicht sogar endgültig verschwinden, wie dies nach 1918 zwischen Italien und Österreich und nach 1945 zwischen Deutschland und Frankreich geschah.

Die osteuropäischen Nationalstaaten hingegen haben durch den Zerfall der Reiche, aus denen sie hervorgegangen sind, zwar den zentralstaatlichen Gegner verloren bzw. überwunden, die Erbschaft fremder Minderheiten im eigenen Nationalstaat und eigener Minderheiten in fremden Nationalstaaten und die damit verbundenen inneren und gegebenenfalls auch äusseren Konflikte sind ihnen jedoch trotz aller gewalttätigen «Lösungsversuche» bis heute geblieben.

Hat der Nationalismus in Europa eine Zukunft?

Bei der Beantwortung dieser Frage sind mehrere Aspekte zu beachten:
- Erfüllt der Nationalismus heute noch eine notwendige Kommunikationsfunktion?
- Ist der Nationalismus heute noch in der Lage, Gemeinschaft zu stiften?
- Für wen und wozu ist der Nationalismus heute noch eine nützliche, vielleicht sogar unersetzliche Ideologie?

Natürlich darf bei solchen funktionalen Überlegungen nicht vergessen werden, dass die Geschichte unbrauchbar, ja dysfunktional Gewordenes oft nur äusserst langsam ausrangiert. Selbst wenn man zu dem Ergebnis käme, dass die ersten beiden Fragen eindeutig zu verneinen wären, könnte dem Nationalismus immer noch ein langes und viel Unheil stiftendes Leben beschieden sein.

Es kann kein Zweifel daran bestehen, dass die Interdependenz und Kommunikationsdichte weiter zunimmt. Dabei macht sie zwar je länger je weniger an den nationalen Grenzen halt, aber dennoch bleibt für die grosse Mehrheit aller Menschen die Kommunikation im nationalen Rahmen und in ihrer Muttersprache der normale und zugleich auch der wichtigste Fall. Zu glauben, die Internationalisierung der Kommunikation werde den Nationalismus überwinden, dürfte noch aus einem andern Grund ein Irrtum sein; es könnte sogar das Gegenteil geschehen. Die schon recht weit gediehene Herausbildung *eines* internationalen Kommunikationsmittels, nämlich der englischen Sprache, könnte dazu führen, dass die Bereitschaft abnimmt, sich mit Sprache und Kultur der Nachbarn oder der Minderheiten im eigenen Land zu beschäftigen. Verständigung und Verständnis sind nicht dasselbe, vielmehr könnte die verallgemeinerte Verständigung sehr wohl auf Kosten des besonderen Verständnisses gehen. Entsprechend härter könnten die Nationen sich im Raume stossen.

Auch die Auflösung traditioneller stabiler *Face-to-face-Gemeinschaften* ist in den letzten Jahrzehnten weitergegangen. Zugleich hat die Bedeutung des Staats sehr stark zugenommen. Zwischen den beiden Entwicklungen besteht eine sich selbst verstärkende Rückkoppelung. Die Schwächung der kleinen traditionellen Gemeinschaften bedingt eine Stärkung des Staats, was wiederum die kleinen Gemeinschaften weiter schwächt usw. Entsprechend wichtiger wird der Staat für die Nation und entsprechend schwieriger wird die Lage der Nationen ohne eigenen, d.h. in einem fremden Nationalstaat.

Individualisierung und Mobilität haben weiter zugenommen, und obwohl zuweilen von einem Wertewandel die Rede ist und neue Formen von kleinen Gemeinschaften erprobt werden, sind keine klaren Anzeichen einer Umkehr erkennbar. Das Bedürfnis nach einer abstrakten Gemeinschaft, die man nicht bei jedem Mobilitätsschritt wieder verliert, dürfte daher ungebrochen sein; und solange die geographische Mobilität hoch bleibt, erscheint es fraglich, ob eine regionale Identität der nationalen Identität den Rang ablaufen kann. Historisch gesehen, wäre dies nach 200 Jahren eine Trendwende mit unabsehbaren Konsequenzen in allen Lebens- und Politikbereichen. Was – gerade in alten Nationalstaaten – als Entwicklung regionaler Identitäten bzw. Regionalkonflikte und damit als etwas ganz Neues gedeutet wird, dürften in den meisten Fällen in Wirklichkeit nationale Konflikte sein. Die Erhebung des Dritten Standes zur Nation und ihre Gleichsetzung mit dem Staat hat – trotz aller Bemühungen – die einheitliche Kommunikationsgemeinschaft nicht überall zustande gebracht. In diesen Fällen mag man eher von einer Vollendung des nationalistischen Prinzips sprechen als von einem neuen Regionalismus.

Eher als die Herausbildung nicht-nationaler regionaler Identitäten läge übrigens eine weitere Abstraktion des Identifikationsobjekts in Richtung übernationaler bzw. weltweiter Gemeinschaften im historischen Trend. Partiell ist dies auch tatsächlich zu beobachten. Dass eine solche Identifikation angesichts der Kommunikationsprobleme mehr als nur sehr oberflächlich sein kann, ist aber wohl noch für lange Zeit sehr unwahrscheinlich. Das bedeutet, dass die Nation als Identifikationsobjekt dadurch noch lange nicht abgelöst wird. Gerade in schwierigeren Zeiten werden sich die Menschen erfahrungsgemäss eher an die kleineren als an die grösseren Gemeinschaften halten. Europa dürfte für die Europäer noch lange ein Schön-Wetter-Identifikationsobjekt bleiben.

Zwischen «Comeback» und «Nachholbedarf»

Der westeuropäische Nationalismus scheint vergleichsweise friedfertig geworden zu sein, weil er sich nicht mehr gegenseitig wehtut. An vielen Grenzen ist das Stadium des neutralen Nationalismus erreicht. Aber man darf nicht vergessen, wieviel Zeit und Opfer nötig waren, bis dieser Zustand weitgehend akzeptiert wurde. Ob in Westeuropa die Idee und Erinnerung «historischer nationaler Ansprüche» wirklich endgültig tot sind, wird sich noch weisen müssen. Die inner- und zwischenstaatliche Behandlung regionaler, aber vielfach grenzüberschreitender Nationalismen wird möglicherweise der Prüfstein dafür sein.

Bei alledem darf man nicht übersehen, dass der Nationalismus auch in Westeuropa noch zahllosen handfesten Interessen dient. Der lenkende und intervenierende Nationalstaat gibt sehr vielen direkt oder indirekt Lebensunterhalt und Sicherheit, und man hat sich in ihm eingerichtet. Je grösser und einheitlicher die Gesellschaft wird, desto unentbehrlicher wird die anonyme Selbstkoordination durch Wettbewerb. Die Positionen werden neu verteilt. Für die dadurch Bedrohten ist die Versuchung gross, mit nationalistischen Argumenten dagegen zu fechten. Dabei ist neben Beamten, Militärs und wirtschaftlich schwachen Branchen, Regionen und Schichten vor allem auch an die Intellektuellen zu denken, die nicht nur in der Geschichte des Nationalismus eine hervorragende Rolle gespielt haben, sondern auch mangels praktischer Fähigkeiten dem Konkurrenzprinzip oftmals nicht viel abgewinnen können. Nachdem ihre – auch ganz persönlichen – Hoffnungen auf den Sozialismus nachhaltig gedämpft worden sind und andere kurante Ideologien Mangelware sind, würde eine Rückkehr vieler von ihnen zum Nationalismus nicht überraschen.

In der Tat, das Angebot an Ideologien ist in den fortgeschrittenen Industrieländern klein geworden. Religionen leiden an der zunehmenden Un-

fähigkeit und Unwilligkeit zum naiven Glauben; ganz ohne Rationalisierung geht es nicht mehr. Der Sozialismus ist praktisch so diskreditiert, dass es (einstweilen) Mühe bereitet, ihn intellektuell zu vertreten. Der Liberalismus ist zwar praktisch erfolgreich, wird aber nicht verstanden und ist nicht in der Lage, Gemeinschaft zu stiften. Zugleich wird die Welt immer komplizierter und ändert sich immer schneller. Reduktion von Komplexität, Orientierung und Gemeinschaft sind dringend gefragt. Auch wenn er durchaus nicht problemadäquat ist, könnte hier eine «Marktlücke» für ein zumindes temporäres *Comeback* des Nationalismus auch in Westeuropa bestehen.

In Osteuropa ist die Situation viel dramatischer. Anscheinend können historische Entwicklungen nicht beliebig abgekürzt werden. Schon deswegen hat man dort noch hundert Jahre Nationalismus zugute. Es kommt hinzu, dass Osteuropa die meiste Zeit seit der Entstehung des Nationalismus unter Fremdherrschaft gelebt hat, was den Nachholbedarf weiter erhöht. Diese Ausgangslage wird durch eine ganze Reihe von Faktoren verschärft, die in Westeuropa zumeist nur abgeschwächt auftreten: die Minderheitenprobleme, die erst in dieser Generation erfolgte (und forcierte) allgemeine Urbanisierung mit ihren sozialen und politischen Folgen, der ausgeprägte Etatismus, das ideologische Vakuum nach dem Scheitern des Sozialismus, die wirtschaftliche Misere und nicht zuletzt die kaum kontrollierten Eigeninteressen der Politiker, Bürokraten, Militärs und Intellektuellen. Die Aufzählung liesse sich mühelos detaillieren und fortsetzen.

Welche Alternativen gibt es in Osteuropa zum Nationalismus? Die alte Ideologie ist tot; sie wird höchstens in einer Vulgärform, verbunden mit einem aggressiven Nationalismus, wieder lebendig werden. Von den Kirchen ist nichts zu erhoffen; sie haben selbst fast überall in Osteuropa eine ausgeprägt nationalistische Tradition. Der Liberalismus wird hier so wenig wie anderswo eine Massenbasis erringen.

Die Übergangsprozesse in Osteuropa werden lange und schmerzlich sein. Zum nationalistischen Nachholbedarf unter verschärften Bedingungen kommt das Fehlen von Alternativen. Die Zeiten in Osteuropa bleiben unruhig. Was nationalistische Exzesse vielleicht zu begrenzen vermag, ist einerseits die wirtschaftliche Abhängigkeit von den fortgeschrittenen Industrieländern und anderseits das neuerdings gestiegene Bewusstsein weltweiter Interdependenz, das in der erhöhten, wenn auch noch sehr unzureichenden Schlichtungs- und Interventionsrolle inter- und supranationaler Organisationen zu Ausdruck kommt.

Ausgewählte neuere Literatur

Alter P.: Nationalismus, Frankfurt a. M. 1985
Anderson B.: Die Erfindung der Nation, Frankfurt a. M. 1988
Armstrong J.A.: Nations before Nationalism, Chapel Hill, N.C., 1982

Breuilly J.J.: Nationalism and the State, Manchester 1982
Dann O.: (Hrsg.) Nationalismus und sozialer Wandel, Hamburg 1978
Deutsch K.W.: Nationalism and Social Communication, 2nd ed., New York 1966
Deutsch K.W.: Der Nationalismus und seine Alternativen, München 1972
Eichberg H.: Nationale Identität. Entfremdung und nationale Frage in der Industriegesellschaft, München 1978
Gellner E.: Nationalismus und Moderne, Berlin 1991
Grillo P.: Nation and State in Europe, London 1981
Hobsbawm E.: Nations and Nationalism since 1780, Cambridge 1990
Hroch M.: Die Vorkämpfer der nationalen Bewegung bei den kleinen Völkern Europas, Prag 1968
Kedourie E.: Nationalism, London 1986
Kohn H.: The Age of Nationalism, New York 1962
Lemberg E.: Nationalismus, 2 Bände, Reinbek 1964 und 1967
Nairn T., E. Hobsbawm. R. Debray, M. Löwy: Nationalismus und Marxismus. Anstoss zu einer notwendigen Debatte, Berlin 1978
Popper K.R.: Das Elend des Historizismus, Tübingen 1959
Reiterer A.F.: Die unvermeidbare Nation, Frankfurt a. M. 1988
Schieder Th.: Der Nationalstaat in Europa als historisches Phänomen, Köln 1964
Seton-Watson H.: Nationalism. Old and New, Sydney 1965
Seton-Watson H.: Nations and States. An Enquiry into the Origins of Nations and the Politics of Nationalism, Boulder, Co., 1977
Smith A.D.: Theories of Nationalism, London 1971
Smith A.D.: Nationalist Movements in the Twentieth Century, Oxford 1979
Szücs J.: Nation und Geschichte, Köln 1982
Tilly Ch.: (ed.) The Formation of National States in Western Europe, Princeton 1975
Winkler H.A.: (Hrsg.) Nationalismus, Königstein/Ts. 1978